

# Illustrirter Sonntagsblatt.

Zur  
Unterhaltung

am  
häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur  
Chorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambert  
in Thorn.

## B i l d.

Erzählt von Carit Ellar.

(Fortsetzung.)

„Nein, das sind Deine Lehren, Mama,“ erwiderte Charlotte, „die Erinnerung daran, die Klagen und die Vorwürfe drängen sich mir jetzt vor die Seele, während ich mich schlaflos umher wälze. Ich habe in den letzten vierzehn Nächten kein Auge geschlossen, ja, ich darf behaupten, in den letzten drei Wochen, Du weißt es ja, daß ich nie zu übertreiben pflege. Ich höre die Uhr schlagen, den Wächter rufen, die Hähne in den angrenzenden Höfen krähen, die Mäuse in den Fenster- und Thürsarsen knubbern und nagen. Dann treten diese ungebeten Gäste, diese bleichen Schatten zu mir in die Stube, sie lassen sich vor meinem Bett nieder, summen über meinem Kopfstissen, sie peinigen mich und ich — ich sehe mich außer Stande, sie zu verjagen.“

„So schweig doch, mein geliebtes Kind, ich kann Dich nicht solche Sprache führen hören, es wandelt mich eine Ohnmacht an.“

„Du weinst, arme Mama? aber meine Beichte enthält ja keine Vorwürfe gegen Dich, Du meintest es gut mit mir und wußtest es nicht besser. — Du warst stets eine vollendete Dame, bei Dir beruhte alles auf den Formen des Anstandes, der feinen Hofsitte, was innerhalb derselben lag, kümmerte Dich nicht, das blieb meiner seligen Tante überlassen, sie bildete meine Seele.“

„Die liebe, herzengute Tante!“ seufzte die Generalin und richtete ihre nassen Augen gegen die Zimmerdecke, wie wenn sie sie dort anzutreffen wähnte, „wie sehr liebte sie Dich!“

„Ei freilich,“ entgegnete Charlotte spöttisch, „und welche Kundgebungen ihrer Liebe gab sie nicht zu erkennen! — Sie langweilte sich auf ihrem einsamen Hofe, die arme unverehelichte Tante, darum beehrte sie unser städtisches Palais mit ihrem Besuche und teilte ihre Zeit zwischen den Romanen aus Reihbibliotheken und ihrem kleinen fetten Mops,

der, mit Ausnahme seiner Herrin, gegen jeden die Zähne fletschte. Ich zerstreute sie, nicht etwa, weil ich in ihr Dasein etwas Neues brachte, — behüte, ich war nur jederzeit eine aufmerksame Zuhörerin, und eben eine solche hatte sie nötig. Sie hatte, wie Dir erinnerlich sein wird, ihre Jugend am heiteren Hofe Christian's VII. verlebt und die Erinnerung hieran war nun die einzige Lebensquelle, woraus ihr Alter Nahrung schöpfte. Wenn dann der Abend hereinbrach und die Gardinen herabgelassen waren, setzte sie sich in ihren Behnseffel

und erzählte mir von den Hofbällen, von dem schwach sinnigen König und seiner jungen, lebenslustigen Königin; dazwischen mischte sie geschichtliche Schilderungen ihrer eigenen Anbeter, und das sprach mich am meisten an. Sie besaß eine glühende Einbildungskraft und pflegte stets eine hervorragende Rolle in ihren Erzählungen einzunehmen. Auf diesem Hofball war ein Händedruck, während jener Schrittenfahrt eine Erklärung gewechselt worden; im dunkeln Hain hatte ihr ein Graf seine glühende Liebe versichert — dann erschien ein anonymes Brief, ein duftender Blumenstrauß oder eine Serenade, als eine neue Form der Anbetung. Anstand und Schicklichkeit wurden auch hier streng beobachtet, aber es ging eine Glut, eine festliche Abwechslung, ein aufregender Duft aus ihren Erlebnissen hervor, was sie zum Lächeln und mich zum Beben bewegte.“

„Die teure Tante liebte es bisweilen, zu übertreiben,“ schaltete die Generalin ein.

„Wohl möglich, aber ich schenkte leider ihren verderblichen Schilderungen ein allzu williges Ohr. Du bezweifelst demnach alles, teure Tante, jagte ich eines Abends zu ihr, Du glaubst an nichts, also auch nicht an's Gebet, pflegst Du nie zu beten? — Ja, mein Vater-unser, erwiderte sie lächelnd, das beobachte ich streng und betrachte es als eine Höflichkeit, mittelst desselben unsern Herrgott anzureden. Was mich betrifft, so besaß ich selbst zu wenig sittliches Bewußtsein, um ihr nicht Glauben zu schenken, zudem waren die Regeln des Gesellschaftslebens so häufig von Papa lächerlich gemacht worden, welcher daraus eine Entschuldigung für seine eigene Lebensweise herzuleiten versuchte. Ja, damals verstand man zu leben, hörte ich meine Tante häufig mit einem bedeutsamen Lächeln wiederholen, das beredter als mit Worten sprach. Es handelt sich also lediglich darum, sein Leben zu genießen, so grübelte ich und bevölkerte meine eigene Traumwelt mit den Opfern der Jugend meiner Tante, nur, daß ich eine andere Heldin erwählte. Ich sehnte mich darnach, sie abends wieder ihre Abenteuer erzählen zu hören, während ich mich im Sofa zurücklehnte, lautlos und stille, wie ein gefangener Vogel.“

„Sie schwieg und schöpfte tief Atem, ihre Wangen glühten, sie lächelte und begann von Neuem:

„Am Sonntage, an welchem ich konfirmiert werden sollte, stand ich vor dem Toilettespiegel und musterte meine vielen Puffsachen. Das ganze Haus war in Aufruhr, Papa rief den Diener, draußen harrete der Friseur. Du befindest Dich jammernd in Deinem Schlafgemach, weil die Näherin noch nicht mit Deinem neuen Kleid gekommen war. — Von nun an bin ich also Dame, jagte ich und verbeugte mich vor mir selber; es beruht alles



Der Triumphbogen des Septimius Severus. (Mit Text.)

darauf, verzogen, bewundert, angebetet zu werden; hoffnungslose Wünsche zu wecken und seine Opfer zu peinigen, ohne darüber gerührt zu werden. Das heißt leben! . . . Bin ich etwa nicht zum Kampfe ausgerüstet? Wer hätte feurigere, strahlendere Augen als ich, ist mein Fuß nicht schmal und elegant, sind meine Hände nicht weiß und weich, wer wäre reicher, prachtvoller gekleidet als ich? Weshalb sollte ich nicht ebenfalls das Leben genießen? Mit dieser Lebenstheorie fuhr ich nach der Kirche, Kutscher und Diener auf dem Boß und die feurigen Köpfe mit silbernem Beschlag angeschirrt. Ich bemerkte wohlgefällig, wie das Volk sich vor dem Eingang so dicht zusammengedrängt hatte, daß der Wagen sich nur mit Mühe Bahn brechen konnte, und wie die Leute mich mit Neid und Bewunderung ansahen. Sechs Monate später erschloß Franz sich vor meinen Fenstern. Du weintest ob des Aussehens, welches die Sache erregte. Meine Tante dagegen lächelte, schloß mich in ihre Arme und flüsterte: „Sie hat fürwahr Talent, die Kleine!“ Später ging es, wie es vorauszusehen war, das Gift war in alle meine Adern gedrungen, ich hatte die Erbschaft meiner Tante angetreten und fand meine Pflichten, welche so wenig mit ihren Bildern harmonierten, höchst langweilig. Im Elternhause erjah ich nur eine endlose Reihe von Tagen, die ohne Abwechslung kalt und tot verschwanden, während es in meinem Innern brauste und siedete; ich säete mein Samentorn allüberall, auch auf Klippen und Gestein, ich war jung und nahm es nicht so genau. Ich hatte noch nie im Arme eines Mannes gewieilt, als ich meinen jetzigen Satten kennen lernte, war aber damals bereits verloren; mein Körper war rein, meine Lippen frisch und unberührt, aber tief im Innern, in meiner Seele, da waren die Flecken zu suchen. Er kam und sprach mit mir von dem Wesen der Liebe, der warmblütigen, welche erhebe und läutere und veredle — ich hielt ihn für einen sonderbaren Schwärmer, der sich von Einfällen beherrschten ließ. Ich sollte sein Ideal, seine Muse, die Quelle lebender Begeisterung sein, — ach, er ahnte es nicht, wie tief er herabzustiegen hatte, um die wahre Charlotte zu finden.“

„Ich will Dich fürder nicht also mehr reden hören,“ flüsterte die Generalin heftig, indem sie ihre Blicke ängstlich auf die Thüre richtete, das ist ja empörend!“

„Allerdings ist es traurig, sich eingestehen zu müssen, daß ich, wie groß ich mich auch zu machen verjuche, nicht einmal an seine Schultern hinanreiche, teure Mama. Du wirst Dich schon drein finden müssen. Er wollte mir helfen, mich leiten, mich auf das große Weltmeer hinauslootsen und Sturm und Sonnenschein treulich mit mir teilen. Als es zur Ausführung kam, bangte mir vor der See, und ich bezeugte keine Neigung, mich weiter hinauszuwagen, als daß ich beständig das sichere Ufer im Auge behalten und mich wieder ans Land zurückbegeben konnte. Ich hatte nur Sinn für Zerstreungen, für Genüsse; ich nahm an, was mir sich darbot, ohne an eine Erwiderung zu denken, war aber trotz dessen nicht gegen das Unglück gefeit, weshalb ich hier liege, verdorrt, gebrochen und mit dem Tode ringend.“

„Sprich doch nicht so, meine Tochter, Du wirst wieder gesund werden; es kann nicht anders sein! Glaube mir, Dir wird noch eine frohe Zukunft bevorstehen.“

Die Kranke lächelte mehmtig.

„Du wendest Deine Augen zur Seite und glaubst selbst nicht an das, was Du zu meiner Beruhigung sagst. Der Gedanke, daß das Leben bald verfliehet sein werde, ist auch keineswegs so unerträglich, wenn einem die Hand hebt und das Blut nur träge mehr durch die Adern fließt; aber Zoll für Zoll abzusterben, in seinem Glauben, in seinem Herzen, seine sämtlichen Illusionen vernichtet zu sehen und zu fühlen, daß man vergebens, für nichts gelebt hat, darin eben liegt das Entsetzliche. — Doch, weine nicht über mich, trockne Deine Augen, beurteile Zilo milder und reiche ihm Deine Hand zur Veröhnung, glaube mir auf's Wort, Du hast ihm mehr zu verdanken, als Du ahnst. Es ist sein Licht, das mir geleuchtet, seine namenlose Geduld und Sanftmut, die es ermöglicht hat, solange mit mir auszuhalten. Es sind seine Lehren, seine Worte und Gedanken, mit welchen ich glänze. Während er sprach, wurde es stets heller um mich. Du weißt es nicht, wie innig und brennend ich während der düsteren Nächte gelegen und gebetet habe, — ich, die früher nie meine Hände zum Gebet gefaltet, stand nun mit Inbrunst, daß ich eine Andere, Bessere werden möge. Am folgenden Morgen waren indes alle meine guten Vorsätze wieder vergessen, und ich blieb dieselbe. Und wessen bildest Du Dir eigentlich ein, uns bezichtigen zu können? Etwa, daß er mit mir gesüchtet ist, oder weil es mich drängte, mit ihm zu entlaufen? Pah, nichts von dem Allen, Du hattest gegen den Handstreich an sich nicht das mindeste einzuwenden, nur die Gerüchte, wozu wir Anlaß gaben, ärgerten Dich. Eine Baronesse von Salbern und ein Schauspieler, ein Gaukler! das klang doch allzu plebejisch. Wäre er vielleicht ein Graf gewesen, würde Dein aristokratischer Hochmut sich im höchsten Grade durch diese Entführung geschmeichelt gefühlt und Du würdest Deine Hände segnend über uns ausgebreitet haben.“

In dieser Weise fuhr sie fort zu spötteln, zu klagen und aus dem Abgrunde, in welchem sie sich befand, sich zum rettenden Steg

emporzuringen. Sie übertrieb, wie immer, sah sich beständig als das Opferlamm an, welches für die Sünden anderer bluten müsse und wälzte sämtliche Schuld und Verantwortlichkeit auf andere. Sie glaubte schließlich sogar an das, was ihre Einbildungskraft ihr vorspiegelte. Es geht mit unseren Sorgen wie mit der Liebe: die übertriebenen Schilderungen derselben täuschen ebenso sehr den Redner wie den Zuhörer.

Eine Stunde später war alles um das Krankenbett wie verändert. Die Generalin schaukelte die Kleine Theone auf ihrem Schoß, sie hatte mit Zilo Frieden geschlossen und ihm auf Charlottens Wunsch die Hand gereicht. Ihr Antlitz trug das Gepräge völliger Ruhe zur Schau und nach der Beichte ihrer Tochter war jede Spur von Gemütsregung verschwunden.

„Es ist doch merkwürdig,“ äußerte sie, als Zilo sie am Nachmittag verlassen hatte. „Ich vermag mich des Eindruckes einer vornehmen Ueberlegenheit nicht zu erwehren, den Dein Gemahl fortwährend auf mich ausübt. Sein ganzes Benehmen, als er meine Verzeihung erhielt, die Weise, in welcher er mich bei meiner Ankunft begrüßte — in allem bewahrt er die Würde seiner Person und bezeugt, daß er seine Zeit in guter Gesellschaft verbracht haben muß. — Wo stand die Wiege seiner Geburt, von welchen Eltern mag er abstammen?“

„Ja, weiß ich?“ antwortete Charlotte, „ich lebe in meinem eigenen Hause wie eine Fremde, alles ist geheimnisvoll, selbst dieser Petri, der uns in allen Dingen treu zur Seite steht und den Zilo nicht entbehren zu können wähnt, ist eine mir gänzlich unbekannte Person. Anfangs war er Kaufmann, dann Pachhausverwalter, ja, es geht das Gerücht, daß er ursprünglich ein Zigeuner sein soll. . . . was will das sagen? — Zilo ist Schauspieler gewesen, das ist uns beiden bekannt, aber damit ist auch alles erschöpft, was wir von ihm wissen. Erzähle mir etwas von Deiner Familie, hat ich ihn einst, ich möchte doch wissen, woher Du gekommen bist. — Sei ohne Furcht, mein Kind, gab er mir zur Antwort, ich bin von guter Herkunft. — Wer war denn Dein Vater? forschte ich weiter. — Mein Vater brachte mich zu einem Uhrmacher in Genf in die Lehre, wofür ich mehrere Jahre verweilte. Damit brach er das Gespräch ab und fing von etwas anderem zu reden an. War das nicht außerordentlich rücksichtsvoll? Er hält mich nicht für befähigt, sein Geheimnis zu bewahren. — Sines Abends war ich ausgegangen und kehrte unbemerkt zurück. Ich öffnete vorsichtig die Thür und schlich mich herein. Kannst Du Dir denken, was ich sah? Zilo wiegte das Kind auf seinem Knie, eine Saffiansmappe lag vor ihm auf dem Tische, und aus dieser nahm er ein großes, zusammengelegtes, vergilbtes Papier, das mit mehreren umfangreichen Wachsabdrücken versehen war, gerade wie diejenigen, welche unter Papas Freiherrndiplom hängen. Er ahnte meine Nähe nicht, seine Augen strahlten, während er sich über das Papier herabbeugte und es an seine Lippen drückte, wie wenn es ein Liebesbrief gewesen wäre. Aber was hast Du doch da, Zilo? fragte ich, auf ihn zueilend. Seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen, ich habe weder früher noch später einen ähnlich wehmütigen Ausdruck in seinem Gesicht wahrgenommen, während er bedächtigt und kaltblütig das Papier in die Mappe legte und letztere verschloß.“

„Und Du liehest ihn ungehindert gewähren und ersuchtest ihn nicht um eine Erklärung?“

„Ich liebe es nicht, daß man mich ausforscht,“ äußerte er scharf, und war dann wieder der Alte, freundlich und sanft, wie immer. — Erzähle mir doch, was Du so sorgsam in die Mappe geschlossen hast? — Es sind Erinnerungen an eine Vergangenheit, die nicht das geringste Interesse für Dich haben können. — Aber das Papier, das Papier, welches Du, wie ich deutlich gesehen, küßt? Da kam das vornehme, überlegene Lächeln wieder zum Vorschein, dessen Du vorhin gedachtest, liebe Mama. — Das Papier, mein gutes Kind, rührt von dem Genfer Uhrmacher her, — es ist mein Gesellenbrief.“

„Und das glaubtest Du?“

„Keineswegs, ich erhielt indes keine weitere Auskunft von ihm. Aber nachgerade haben wir uns so eingehend mit meinen Ereignissen beschäftigt, daß Du Dich wahrscheinlich sehr gelangweilt fühlst. Erzähle mir jetzt etwas von Deiner eigenen Person, sowie von Deinem Abgott, meinem teuren Bruder Tonny. Wie geht es dem hübschen Kürassierleutnant?“

„Miserabel, mein Kind, ganz miserabel! Zuerst geriet er in bodenlose Schulden, unterzeichnete Wechsel und Schuldbriefe und besuchte mich alle acht Tage, um Geld herbeizuschaffen; später trafen die Gläubiger zugleich mit ihm ein, die mein Haus nicht eher verlassen, als bis ich sie befriedigt hatte. Er setzte mich in die peinlichste Verlegenheit, ich mußte stets auf Auswege sinnen, und meine sämtlichen Juwelen sowie mein Silberzeug versehen.“

„Arme Mutter, fürwahr, Du erlebst Freude an Deinen Kindern!“

„All dieses war jedoch nur der Anfang, später — nein, ich kann nicht weiter erzählen,“ flüsterte sie weinend, — „es ist gar zu entsetzlich!“

„Gewiß, doch bitte ich Dich, fortzufahren.“

Die Generalin richtete einen forschenden Blick auf die Thür,

um sich wiederholt zu überzeugen, daß dieselbe wirklich verschlossen war, dann beugte sie sich über Charlotten's Kopfkissen herab und begann von neuem:

„Eines Abends erhob sich im Offizierklub der Garnison ein rasender Streit, welcher damit endete, daß Dein Bruder aus dem Saal geworfen wurde, nachdem er einem seiner Kollegen eine Flasche an den Kopf geworfen hatte.“

„Das ist ja abscheulich! was veranlaßte diese rohe Szene? Tonny gilt ja doch für einen guten, verträglichen Kameraden.“

„Man bezichtigte ihn, falsch gespielt zu haben, und erbrachte für diese Behauptung leider die bündigsten Beweise. Die Offiziere hatten ihn schon lange im Verdacht gehabt; an diesem Abend wurde er von mehreren Seiten zugleich beobachtet und überführt, falsche Karten in der Hand zu haben. Er verlangte auf der Stelle seinen Abschied vom Regiment, obgleich der Chef alles aufbot, um die Sache niederzuschlagen. Du verstehst mich doch? . . . Die im Punkte der Ehre höchsten kühnen Offiziere weigerten sich, fortan mit ihm zusammen zu dienen,“ flüsterte die Mutter mit thränenerschlückter Stimme. —

„Jetzt habe ich ihn in eine landwirtschaftliche Anstalt geschickt, um dort den Ackerbau zu studieren und später zu — verschwinden. — Bin ich nicht eine glückselige Mutter?“

Sie lehnte ihr Haupt an das ihrer Tochter, beide weinten und verharreten lange im düsteren Schweigen.

### 6. Ein Geständnis.

Einen Monat später starb Charlotte, ruhig und sanft und bis an ihren letzten Atemzug gepflegt von der Generalin und Zilo. Die Kranke hatte sich in den letzten Wochen in Besserung befunden, der Arzt Hoffnung gegeben, sie sprach schon davon, das Bett zu verlassen. Theone mußte stets um sie sein, sie hatte auf einmal eine heftige Zuneigung für das Kind gefaßt, rief es zurück, wenn es sich mit Petri unterhielt, erzählte demselben Märchen und sah sich froh an ihren großen dunklen Augen, welche sorglos lächelten. Sie wähnte in jedem schönen Zug des Kinderantlitzes ihre eigene frühere Schönheit wiederzufinden.

Als Zilo eines Morgens zu ihr ins Zimmer trat, lag sie leblos im Bette ausgestreckt. Er beugte sich auf sie herab und es kam ihm vor, daß ihre gebrochenen Augen noch naß waren. Sie starb in Thränen, wie sie in Täuschungen gelebt hatte.

Die Generalin verbrachte einige Wochen im Trauerhause damit, Zilo an die zahlreichen trefflichen Eigenschaften des verlorenen Engels und den unerseßlichen Verlust, den er durch ihren Hingang erlitten, zu erinnern, wobei sie auch einige schwache Versuche machte, die kleine Theone mit sich zu nehmen; da diese indes nicht verfangen, reiste sie mit dem fürchterlichen Vorsatz ab, nie wieder zu dem Undankbaren zurückzukehren.

Im Herbst verließ Zilo das Haus, welches so viele trübe Erinnerungen für ihn bewahrte. Seine Gefühle waren wie die eines von Hundten gehegten Wildes, welches einem Zufall Ruhe und Rettung verdankt. In dieser Stimmung zog er in die geräumige Wohnung des Kontrolleurs Pagh. Er war früher Helenes Lehrer gewesen und erteilte auch jetzt noch Unterricht in der Dyberg'schen Familie. Hier traf er mit Pagh zusammen und schloß sich eng an ihn an. Nach dem traurigen Ereignis am Hochzeitsabend hatte Zilo sie häufig besucht; er fand die früher so heitere und lebensfrohe Helene zu einem Schatten verwandelt, ihr Platz war in der dunkelsten Ecke der Stube, ihr Blick ruhte selten auf einem bestimmten Gegenstande und in allem, was sie vornahm, schienen ihre Gedanken selten bei der Arbeit zu sein.

Gegen ihren Mann war sie sanft und zuvorkommend, sie hörte ihn ruhig an, wenn er mit ihr sprach, allein es herrschte fortwährend etwas Fremdes, Scheues und Gezwungenes zwischen ihnen, welches bezeugte, daß die Erinnerung an das Unglück noch immer in ihrem Innern nachblutete. Pagh ließ zwar nie in ihrer Anwesenheit eine Klage laut werden, aber wie sehr er litt, ließ sich doch nicht verbergen, und nur allzu oft ward er an den Abgrund erinnert, der sich zwischen ihnen ausgehöhlt hatte. Wenn er mitunter durch ihre tief sinnige Klage gerührt, sich ihr mit größerer Wärme und Heftigkeit näherte, schien sie in Furcht und Entsetzen zu geraten, und er . . . er wich bestürzt zurück und das Wort erstarrte ihm auf der Zunge.

„Du mußt, Du darfst uns nicht verlassen,“ sagte er eines Abends zu Zilo, „ziehe mit Deinem Kinde zu uns und wohne bei mir, vorausgesetzt, daß Du Dich dazu entschließen kannst, — Deine Anwesenheit gereicht unserem Hause zum Segen. Du bist der einzige Fremde, dessen Gesellschaft sie duldet, sie spricht von Dir, wenn Du fortgegangen bist und sehnt sich nach Deinem kleinen Mädchen. Du ahnst es nicht, wie sehr wir beide leiden. Sie ist sanft, schweigsam, aber es vergeht dennoch kein Tag, an welchem ich ihr nicht Furcht einflößte und an welchem sie sich nicht das entsetzliche Ende ihres Vaters von neuem vor die Seele führte.“

Sie kämpft zwar furchtbar dagegen, das arme Kind, ich beachte es gar wohl, wie sie niedergebogen ist und an ihrem Schicksal verzweifelt — wird das je anders werden? — Und ich liebe sie doch so heiß, so unaussprechlich, inniger und tiefer als je zuvor; vielleicht

aus Anlaß des entsetzlichen Kammers, den ich ihr bereitet habe. — Weiß Gott, wie das alles enden wird!“ —

„Warum flüstert ihr zusammen, warum verfolgen mich eure Augen?“ fragte sie, indem sie plötzlich herangetreten war, ihren Mann. „Du glaubst mich krank, aber ich versichere, daß mir nichts fehlt, es ist mir nur bisweilen in meinem Kopf, wie wenn ihn ein so schweres Bleigewicht drückte, daß ich dadurch fast zu Boden gepreßt werde; dann wird alles dunkel um mich her, meine Gedanken verwirren sich und gehorchen mir nicht mehr. Du bist so unsäglich gut, habe nur noch ein wenig Geduld, es wird sich schon ändern.“

Heiße Thränen floßen über die Wangen des Kontrolleurs hinab, Zilo verstand seinen Handdruck und zog mit seiner kleinen Theone in das Trauerhaus.

Eines Abends öffnete er das Klavier und warf dabei einen forschenden Blick auf die Leidende. Ihre erste Bewegung war ein Zeichen zur Flucht; Musik bei ihnen! — aber Pagh legte seine Hand auf ihre Schulter.

Zilo erwählte eine Melodie, die, wie er sich von ihrem Zusammenspiel erinnerte, zu ihren Lieblingspièces gehört hatten. Helene brach bei den ersten Tönen in Thränen aus, es gewann den Anschein, als ob die Musik sie quälte. Allmählich wurde sein Spiel indes inniger, seelenvoller, und seine Stimme, die jeden in Entzücken versetzte, riefen verschwundene Tage in ihrem Innern hervor, welche noch von der Sonne des Glücks beschienen worden waren. Mit seinen Klängen lehrte Glaube, Liebe und Hoffnung in ihre geängstigte Seele zurück.

Schweigend, die Hände im Schoße gefaltet, lauschte sie dem Gesänge, dann reichte sie zögernd ihre Rechte ihrem Gatten und zog sie nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, zurück, als er sich unterfang, sie in der Seinigen zu drücken. Ein Lichtstrahl glitt über ihr Antlitz wie der Widerschein einer Flamme.

Zilo entging keine Bewegung der jungen Frau. Als er sich vom Klavier erhob, hatte Helene weinend ihr schönes Haupt an Pagh's Schulter gelehnt: der Künstler hatte gewonnen, aber er hatte auch noch nie so hinreißend gesungen wie an diesem Abend.

Eines Morgens trat Petri mit einem ungewöhnlich ernstern, fast feierlichen Antlitz in Zilos Zimmer.

„Ich habe etwas unter vier Augen mit Ihnen zu besprechen,“ sagte er, indem er sich vergewisserte, ob die Thür doch gehörig verschlossen war, „ich habe nämlich eine große Sünde gegen Sie begangen, und es läßt mir mein Gewissen keine Ruhe, bevor ich Ihnen gebeichtet habe.“

Er erzählte nun Zilo die Geschichte mit dem gestorbenen Kinde, und wie er auf dem Rückwege es für das Geratenste angesehen hätte, ein anderes zu stehlen, um an Stelle der Leiche ein lebendes Kind zu bringen.

„Ja, ja, ich sehe schon, wie nahe es Ihnen geht, was ich Ihnen erzähle; aus jeder Ihrer Mienen spricht Trauer und Kummer. Peitschen Sie mich, verfluchen Sie mich, jagen Sie mich fort, — das Schlimmste, was mich treffen könnte, aber bedenken Sie auch, ob die Sache sich wohl entsprechender hätte lösen lassen können. — Sie warteten, Ihre Ehefrau wartete und zählte die Stunden bis zu meiner Rückkehr, — sie lebte damals ja eben für nichts anderes. Sollte ich Ihnen nun die Kleidungsstücke der Toten bringen und hinzusetzen: das ist alles, was Ihr von ihr erhalten könnt, der Rest liegt unter der Erde! Das hätte ihr ja einen Todesstoß versetzt.“

Zilo stand wie versteinert da, eine Beute der heftigsten, widerstrebensten Gefühle, welche seine Brust bestürmten, während Petri sprach.

„Warum hast Du die Mittheilung dieses Geheimnisses an mich so lange verschoben?“ fragte er endlich mit heiferer, bebender Stimme.

„Sie mußte erst in Frieden sterben, sie, um dereinzuin ich die Sünde beging. Sie hatten der Sorgen überdies genug, Herr Zilo, und hätten sich leicht verraten können, wenn ich Ihnen die Wahrheit mitgeteilt hätte.“

„Kannst Du den Ort, wo Du das fremde Kind geraubt hast, wieder finden?“

Petri lächelte, er glaubte jetzt das Schlimmste überwunden und hatte bereits seine gewöhnliche Gemütsruhe vollständig wieder erlangt. „Ich bin ein Zigeuner,“ betonte er, „und weiß als solcher stets wieder den Ort zu finden, an welchem ich einst gewesen bin.“

„Dann mache Dich reisefertig, wir werden in einer Stunde dorthin aufbrechen.“

„Zu welchem Zwecke?“ forschte Petri.

„Um meine Pflicht zu erfüllen. Besorge einen Wagen und laß mich allein.“

Petri ging indes nicht.

„Sie wollen die Eltern des Kindes aufspüren, es ihnen zurückgeben, nicht wahr, Herr Zilo? Thun Sie das nicht, Sie werden diesen Schritt nachträglich bereuen. Sie können das kleine Mädchen nicht entbehren, es ist bereits ein Teil von Ihrem Herzen geworden. Ich habe diesen Fall jede Nacht, seitdem ich mich entschloß, das Geheimnis auszulappern, reißlich erwogen. Vater oder nicht, was will das jagen? Liebt man etwa ein Kind, weil man dessen Vater ist oder weil man merkt, daß es vortreffliche Eigenschaften besitzt, welche bewirken, daß man es fest in sein Herz schließt?“

„Geh Deiner Wege, Petri, es sind Zigeuneranschauungen, die aus Dir reden; wie gesagt, binnen einer Stunde müssen wir fort von hier.“

Diesmal sah Petri sich veranlaßt, zu gehen. Er hatte das Antlitz Zilo's zu gut studiert, um nicht aus dem Ausdruck seiner Züge zu entnehmen, daß er in dieser Beziehung keinen Widerspruch duldete. Auf der Straße angelangt, blieb er stehen und sah zum Fenster hinauf. Bei diesem Anlaß trat das wahre Antlitz des Zigeuners zu Tage, jede seiner Mienen war spähend, verschlagen und listig.

„Ich gehe schon,“ sagte er zu sich selbst, „und wir reisen auch, aber der Kuckuck soll mich holen, wenn wir den Vater oder die Mutter finden werden.“

Du wirst das Kind nicht wieder los, Zilo, dafür stehe ich ein.“ Mit dieser Versicherung eilte er nach der Remise eines Fuhrwerks-Besitzers, um den verlangten Wagen zu bestellen.

Auf den Nachmittag erreichten sie die betreffende Gastwirtschaft. Zilo hatte sich unterwegs schweigsam verhalten, weshalb Petri es für ratsam fand, nicht mehr als das notwendigste mit ihm zu besprechen, denn er traute dem Frieden nicht recht. Der Wagen wurde in die Scheune geschoben und die Pferde vor die volle Krippe geführt, worauf die beiden Reisenden sich in den Wald begaben.

Alles um sie her war noch gerade so wie an dem Tage, als er hinter dem Busche verborgen lag und die Worte des unwiderstehlichen Korporals belauschte. Die geheimnisvollen Lusthäuser hatten nur ein wenig von ihrem Schatten eingeholt, das Laub auf den Bäumen streifte mehr ins gelbliche hinüber und die Blumen hingen etwas matt und mitgenommen an ihren Stengeln. — Während Petri Zilo den Fleck zeigte, wo er sich verborgen gehalten hatte, kam ein altes Weib, einen Quersack auf dem Rücken, des Weges hergeschritten. Dasselbe schlug sich, als es die beiden Männer sprechen hörte, vorsichtig ins Gebüsch und entzog sich dadurch den Blicken derselben.

„Jetzt wollen wir uns zu dem Wirt begeben,“ äußerte Petri, als Zilo gesehen hatte, was er wünschte, „der Mensch kann darüber genauen Aufschluß erteilen, doch werde ich mich im Gespräche mit ihm recht vorsichtig benehmen, damit er nicht merkt, welches Anliegen uns zu ihm führt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mrs. Gainsborg's Diamanten.

Aus dem Englischen von Jenny Piorkowska.

1.

„Höflich! Wirklich, Tom, ich erinnere mich nicht, jemals schönere gesehen zu haben!“

„Glaub's wohl,“ versetzte Tom, sich wohlgefällig die linke Bartspitze drehend, „und eine seltsame Geschichte knüpft sich daran,“ fügte er nach mehreren Augenblicken hinzu.

Es war nach dem Diner, — nach einem von Tom Gainsborg's

kleinen unnachahmlichen Diners — nur zu Dreien: Tom, seine Frau und ich; ein paar schwarze Diener, die ebenso gut gezogen und weniger unverschämt sind, als die besten europäischen Diener, und das reizende Speisezimmer war gerade behaglich groß, gerade behaglich kühl, hell tapeziert, mit weichen Teppichen belegt, und das weiße, ruhige Licht der silbernen Randleiber setzte die mit Blumen und Früchten reichlich geschmückte Tafel in's beste Licht, während das übrige Zimmer in ein angenehmes Dämmerlicht gehüllt war, so daß die schwarzen Diener ihre Thätigkeit geräuschlos und un gesehen vollziehen konnten. Ueberall machte sich ein angenehmer, prunkloser Wohlstand geltend, und — aber ich will nicht von dem Porzellan sprechen, den Wein Toms nicht rühmen; ich will andere nicht neidisch machen, ich muß nur bemerken, daß alles außerordentlich schön und gut war, von der blendenden Mrs. Gainsborg und ihren Diamanten an, bis herab



Der Störenfried. (Mit Text.)

zu der geringsten Kleinigkeit. — Ich hegte ein besonderes Interesse für Mrs. Gainsborg, denn neben all' ihren guten Eigenschaften war sie auch eine Vandsmännin von mir, das heißt: eine Amerikanerin. Sie war brünett, schlank, grazios, in ihren von schön gewölbten schwarzen Augenbrauen beschatteten Augen lag ein mutwilliger Ausdruck, ein Ausdruck, der etwas von Mesmerismus vermuten ließ, — oder vielleicht auch eine Neigung ihrerseits, sich leicht magnetisieren zu lassen. Wo hatte Tom sie gefunden? Es war mir nie eingefallen, ihn darnach zu fragen; sie war wahrscheinlich eine Virginierin, und sie hatten sich auf dem Kontinent kennen gelernt. Es



Der Räuber und das Reh. (Mit Gebicht.)

war das erste Mal, daß ich sie mit ihren Diamanten sah. Tom war seit kaum zwei Jahren mit ihr verheiratet, hatte sich erst vor einigen Monaten in der Residenz niedergelassen, und es war erst das dritte oder vierte Mal, daß ich zu Tische bei ihnen war. Nun, ihre Diamanten paßten so gut zu ihr, wie sie zu ihren Diamanten; dieselben senkten etwas von ihrem zauberhaften Lichte in Mrs. Gainsborg's Augen; das sagte ich auch Tom, als sie sich nach dem Essen zurückzog und uns beim Wein allein ließ.

„Und es knüpft sich eine eigentümliche Geschichte an sie,“ wiederholte er, während er sinnend mit der Hand nach der Flasche griff und mein und sein Glas von neuem füllte. — Bei Mrs. Gainsborg's ganzem Sein und Wesen fand ich es ganz natürlich, daß sich an ihre erste Bekanntschaft mit Tom seltsame romantische Umstände knüpften, und daß die Diamanten mit dabei zu thun hatten.

Darum ließ ich der seltsamen Geschichte, die er mir zu erzählen im Begriffe stand, ein williges Ohr. Die Diener haben das Zimmer verlassen, der Kaminrost ist mit neuer Rechnung versehen, die Weinflaschen stehen zwischen uns, unsere Beine und Ellbogen haben eine möglichst bequeme Stellung eingenommen, und die Geschichte beginnt.

2.

Die Diamanten, müssen Sie wissen, sind schon seit lange im Besitz unserer Familie. Sie sollen zur Zeit von Marius Paulus von einem meiner Vorfahren von Indien gebracht worden sein. Darüber weiß ich aber nichts Bestimmtes; nur so viel ist sicher, daß sie erst vor kurzem ihre jetzige Form bekamen. Ich kann mich noch erinnern, daß die Hälfte davon noch gar nicht, oder nach orientalischem Geschmack, sehr originell, aber durchaus unmodern gefaßt war. Einige als Nasenringe, andere als Armspangen, noch andere als Degengriffe oder dergleichen. Als Kind durfte ich bisweilen mit den einzelnen spielen, bis ich den größten derselben eines Tages verlor. Sie mögen es mir glauben oder nicht, aber mein Vater prügelte mich buchstäblich, und von dem Tage an wurden die Diamanten weggeschlossen. Erst vor wenigen Jahren setzte meine gute Mutter es durch, daß die Steine von einem geschickten Juwelier elegant gefaßt wurden. Wir beabsichtigten damals nach Rom zu gehen und sechs bis acht Monate dort zubringen, und unsere erste Idee war, Castelloni mit der Arbeit zu betrauen. Aber meine Mutter hatte ihr besonderes Augenmerk auf einen Mann in Paris gerichtet, von dem man ihr gesagt hatte, er sei der erste Juwelier Europa's. Er und kein anderer weiter sollte unsere Diamanten fassen. Sie wissen, meine Mutter setzte gewöhnlich ihren Willen durch und hatte ihn auch hier. Der Bursche verstand in der That auch sein Geschäft; wie Sie heute abend bemerkt haben werden, hat er wieder seine Sache sehr gut gemacht. Er war ein wunderlicher, blaffer, nervöser kleiner Mann; durchaus kein Franzose, sondern ein Sachse, ich glaube aus Dresden oder irgend einem kleinen Dorfe in der Nähe gebürtig. Er hieß Richter — Heinrich Richter und arbeitete in einem kleinen dunklen Laden im englischen Viertel.

Er und ich wurden ganz gute Freunde. Ich war nämlich beauftragt worden, die Diamantenangelegenheit zu beaufsichtigen und in Paris zu bleiben, bis die Arbeit fertig war, damit die Steine auch genau nach meiner Mutter Weisung gefaßt wurden. Wenn alles fertig war, sollte ich die Rechnung bezahlen und die Diamanten nach Rom bringen, wo meine Familie inzwischen verweilte. Nun, ich war damals ein junger Bursche, der anfing, seine Freiheit zu genießen; und war, wie Sie sich denken können, nicht gerade böse über die Aussicht, ein bis zwei Monate allein in Paris zu verbringen. Aber ich bezweifle, ob ich der mir auferlegten Pflicht so getreulich nachgekommen wäre, wenn ich nicht so entzückt von meinem kleinen Freunde Richter gewesen wäre. Oft saß ich stundenlang bei ihm und beobachtete seine Arbeit, wobei er munter zu plaudern pflegte, und mir wohl auch manche wunderliche amüsante Geschichte erzählte. Er war durch und durch Künstler und Enthusiast und schien sich außer für seinen Beruf um nichts zu kümmern. Wie mir schien, verdiente er sich nicht viel, und ich glaubte ihm einen Gefallen damit zu thun, daß ich ihm ein paar reiche Kunden zuführte. Ich kannte nur wenig Menschen in Paris; aber in einem Hotel wohnte ein Mr. Birchmore, Amerikaner, mit dem ich einigemal Kaffee getrunken und eine Zigarre geraucht hatte; er war ein hübscher Mann in den mittleren Jahren mit so feinen eleganten Manieren, die eines Fürsten würdig gewesen wären. Er war sehr angenehm und liebenswürdig, aber durchaus kein Mensch, dem man leicht näher kommen kann, doch beschloß ich, die erste Gelegenheit zu benutzen, um ihn Richter zuzuführen. Und dieselbe bot sich denn auch sehr bald. Mr. Birchmore kam eines Tages mit sehr verstimmtener Miene in das Café und fragte den Kellner nach etwas. François zog die Augenbrauen in die Höhe und zuckte die Achseln; sie sprachen noch eine Weile mit einander, dann gingen er und Mr. Birchmore an auf dem Fußboden herumzusehen; und bald wurde mir klar, daß er einen Diamanten aus seinem Ringe verloren hatte; doch war derselbe nirgends zu finden.

„Es liegt mir weniger an dem Verlust des Steins,“ sagte Mr. Birchmore endlich, indem er sich nahe an meinem Tische niedersetzte, „aber er gehört zu einem Schmuck, der mit großer Mühe geschliffen worden ist, und ich fürchte, ich werde nie Ersatz dafür finden.“

Hier bot sich mir die gewünschte Gelegenheit. Ich schilderte die Weisheit, die Geschicklichkeit und Quellen meines kleinen sächsischen Freundes in den glänzendsten Farben, erwähnte der Arbeit, die er für mich hatte, und erklärte, daß, wenn es einen Menschen in Europa gäbe, der Mr. Birchmore helfen könne, so sei es Richter. Mr. Birchmore schenkte meinen Vorstellungen anfangs wenig Aufmerksamkeit, schließlich aber beredete ich ihn, mich nach dem englischen Viertel zu begleiten und wenigstens den Versuch zu machen. Am nächsten Morgen machten wir uns auf und als wir die breiten Boulevards dahinschlenderten, nahm unsere Unterhaltung einen freieren, muntereren Ton an als bisher. Ich bemerkte, daß mein Begleiter, wenn er wollte, sehr unterhaltend sein konnte, und daß er von viel Erfahrungen und Abenteuern zu erzählen wußte. Er war fast überall gewesen und hatte sich mit zivilisierten und unzivilisierten Menschen bekannt gemacht; infolge dessen war er natürlich auch ein großer Sprachkennner. Nur in Bitteratur und seinen Künsten zeigte er einen gewissen Mangel an Verständnis. Das alles entdeckte ich nicht auf unserem Weg nach dem englischen Viertel, sondern es wurde mir in unserem späteren Verkehr klar, der reger und vertrauter werden sollte, als ich mir damals hätte vorstellen können. Wie ich schon bemerkte, sprach Mr. Birchmore sich über alles frei und offen aus — mit Ausnahme eines Thema's: über sich selbst. Von seinem Privatleben und Verhältnissen konnte ich nichts erfahren; obwohl er nie auffallend zurückhaltend war, vermied er doch von seinen eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Ich konnte nicht klar darüber werden, ob er verheiratet war oder nicht, ja ich wußte kaum, ob er reich oder arm war. Irgend ein Kummer, irgend eine schwere Last schien ihn zu drücken und ihm Schweigen aufzuerlegen. Ich konnte nichts weiter thun, als meine Schlüsse ziehen, und dieselben lauteten dahin, daß er Junggeselle, Millionär, Skeptiker und ein Mensch sei, der irgend einmal in seinem Leben, entweder aus freien Stücken oder durch die Umstände dazu gezwungen, ein furchtbares Verbrechen begangen hätte! Sie werden sehen, wie viel oder wie wenig meine Mutmaßungen von der Wahrheit entfernt waren.

Doch will ich meiner Erzählung nicht vorgereifen. Wir langten bald in Richters kleinem Laden an, und ich stellte ihn Birchmore vor. Ich hatte diesem unterwegs von meinen Diamanten erzählt, und veranlaßte Richter jetzt, sie zu zeigen. Der Weltmann aber prüfte die Edelsteine mit sichtlichem Interesse und mit einem Verständnis ihres Wertes und ihrer Eigenschaften, das mich überraschte und den kleinen Juwelier veranlaßte, meinen Freund mit einem Blick zu fixieren, den ich mir als Eitelkeit auslegte.

„Das sind alles indische Steine,“ war Birchmores erste Bemerkung, „nicht ein einziger amerikanischer ist dazwischen — doch halt! Was ist das? weder ein amerikanischer noch ein indischer! das ist ein afrikanischer Stein, und zwar einer der schönsten, den ich je gesehen habe!“

„Der Herr hat recht!“ murmelte Richter mit einem Blick zu mir, „er versteht ja alles.“

„Sie verstehen Deutsch? Er sagt, daß Sie sich sehr genau auf Diamanten verstanden,“ warf ich ein.

Birchmore nickte halb lächelnd.

„Das ist auch kein Wunder,“ versetzte er. „Erstens brachte ich drei Jahre in einer Diamantenmine zu.“

Er schien mehr sagen zu wollen, hielt aber inne und fuhr fort, die Edelsteine zu prüfen, die zum großen Teil schon in ihrer neuen Fassung waren.

„Ein kostbarer Schmuck,“ bemerkte er endlich, „der ist nicht unter dreißigtausend Pfund zu kaufen!“

„Fünfhundertfünfundachtzigtausend Franks mit der Fassung,“ erwiderte Richter, an den die Worte gerichtet waren. „Monsieur hätte sie richtig geschätzt, wenn nicht dieser Stein hier etwas mangelhaft in der Farbe wäre und dieser einen kleinen Flecken hätte, der durch die Fassung halb verdeckt ist.“

„Sie reifen doch jedenfalls unter der nötigen Vorsicht?“ fragte Birchmore nach kurzer Pause zu mir gewendet. „Ich weiß, wie großes Vertrauen junge Leute wie Sie auf ihren eigenen Mut und ihre Schlaueit haben; aber es könnte sich doch schon eine Bande Diebe um eines solchen Preises willen zusammenthun, und gegen deren Schlaueit und Geschicklichkeit hat ein einzelner Mensch keine Hoffnung; das habe ich an mir selbst erfahren. Ich bin einmal beraubt worden.“

„Erzählen Sie mir davon!“ rief ich mit einem Interesse aus, über das ich im nächsten Augenblicke selbst lächeln mußte.

„Ein andermal,“ fügte er kopfschüttelnd hinzu:

„Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben?“

„Mein lieber Herr, ich bin Ihnen sehr verbunden. Meine Ansicht ist, daß die einfachsten Vorsichtsmaßregeln die besten sind. Ich werde die Juwelen in einer innen angebrachten Tasche tragen und bewaffnet gehen. Niemand wird mich verdächtigen, und wenn ich angegriffen werde, soll es an einer guten Verteidigung meinerseits nicht fehlen.“

Mr. Birchmore sagte jedoch nichts weiter, ja er schien kaum auf meine Bemerkung zu achten. Nun erinnerte ich ihn daran, daß er Richter seinen Ring habe zeigen wollen. Er griff in seine Westentasche und stieß einen halbunterdrückten Ruf des Aergers und der Enttäuschung aus. Er hatte den Ring zu Hause gelassen!

„Gleichviel, ich werde morgen wieder kommen, Herr Richter,“ bemerkte er. „Ich zweifle nicht, daß wenn ich was ich suche, überhaupt finde, es bei Ihnen ist. Guten Morgen — das heißt, wenn Sie so weit sind, Mr. Gainsborg? Sie haben doch Ihre Schätze des Nachts gut bewahrt, Herr Richter?“

„Das versteht sich, mein Herr,“ erwiderte der kleine Sachse; „auch habe ich einen Polizisten, der die ganze Nacht hindurch Wache hält.“

„Ein vorsichtiger Mann; hm, das genügt,“ murmelte Mr. Birchmore mehr zu sich selbst. Mit einem Nicken und Wackeln, das der Juwelier unbeantwortet ließ, verließ er rasch den Laden; ich folgte ihm. Wir gingen nach dem Hotel zurück. Ich sah ihn erst nach dem Essen wieder, als er mir eine Zigarre anbot.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber Blumenzucht.

Unter dem Titel: „Die Blumenzucht im Zimmer“, Anleitung zur Zucht und Pflege der Zimmerpflanzen. Von Rob. Schindowski, Königl. Förster, ist im Verlag von Franz Art in Danzig ein für alle Blumenfreunde höchst interessantes kleines Büchlein erschienen, das nur 50 Pf. kostet. Mit Genehmigung der Verlagshandlung drucken wir nachstehend einen kurzen Abschnitt aus demselben hier ab.

Krankheiten der Pflanzen und Mittel gegen dieselben. Die Krankheiten der Pflanzen werden entweder durch falsche Behandlung, unpassende Erde, atmosphärische Einflüsse oder durch kryptogamische und tierische Parasiten hervorgerufen. Am häufigsten findet man die Pflanzen infolge zu großer Feuchtigkeit leiden. Die Pflanze fängt dann an der Spitze zu welken an und geht dieser Zustand allmählich immer weiter nach unten zu fort. Hält man dieses Welken für ein Zeichen der Trockenheit und begießt die Pflanze reichlicher, so steigert man dadurch nur das Uebel und führt dieselbe dem sichern Tode entgegen. So erkrankte Pflanzen werden wie bei der Umtopfung herausgenommen, wobei die Unterfuchung der Wurzeln ergibt, daß dieselben bald mehr bald weniger schwarz geworden sind. Alle diese schneidet man bis zum gesunden, an der Schnittfläche weiß erscheinenden Teil zurück, wählt dann für die Pflanze einen kleineren Topf und gibt derselben eine leichtere Erde, die mit einem guten Teil Kohlen- und Moospulver gemengt ist. Letzteres erhält man, wenn man Moos recht trocken werden läßt und es dann zu Pulver reibt. — Während das Kohlenpulver die Bildung der neuen Wurzeln fördert, hält das Moospulver die Erde elastisch und gut durchlässig. Daß auch die kranken gewelkten Teile zurückgeschnitten werden müssen, ist selbstverständlich. Nach dem Umsetzen ist die Pflanze anzugießen und so lange mäßig feucht und schattig zu halten, bis ein neues Treiben die geschene neue Wurzelbildung anzeigt.

Eine auch öfters erscheinende Krankheit der Pflanzen ist die Bleichsucht derselben. Diese wird entweder durch Lichtüberfluß oder durch Lichtmangel hervorgerufen (Vergeilen) und durch rechtzeitige Sebung des Uebelstandes beseitigt. Wenn, wie bereits früher bemerkt, Pflanzen in der Nähe eines geheizten Ofens durch übermäßige Wärme krank werden und zu Grunde gehen, so ist andererseits fehlende Wärme, also Frost, ebenfalls oft die Ursache der Erkränkung und des Eingehens der Gewächse. Ist Frost einmal in das Zimmer gedrungen und sind Pflanzen angefroren, so ist es Hauptsache, das zu schnelle Auftauen derselben zu verhüten, denn dieses wird stets verderblicher als der Frost selbst sein. Man bringe die vom Frost berührten Pflanzen niemals zum Auftauen in ein warmes Zimmer oder setze sie der Sonne aus. Je langsamer das Auftauen erfolgt, umso mehr Hoffnung hat man, die Pflanze zu erhalten. — Eine Temperatur bis 4 Grad Wärme ist vollkommen genügend. Feine Pflanzen sind allerdings darin viel empfindlicher, als robuste und wenn letztere ohne Schaden den erlittenen Frost bewältigen können, so sind erstere in der Regel verloren. Bei herrschendem starkem Frost empfiehlt es sich deshalb, während der Nacht die Topfpflanzen vom Fenster zu entfernen und denselben einen Platz in der Mitte des Zimmers zu geben; auf diese Weise wird man der Gefahr des Erfrierens leicht vorbeugen können.

Ferner haben die Pflanzen, besonders während des Winters durch Schimmelbildung, die sich auf den Blättern und Nesten einfindet, zu leiden. Mangel an frischer Luft ist in der Regel die Ursache. Reichliches Lüften und sorgfältiges Entfernen der befallenen Pflanzenteile wird das Uebel in der Regel bald beseitigen. Auch wird ein Ueberpinseln mit schwach ätzenden Substanzen empfohlen, welche die Pilze zerstören, ohne die Pflanzen selbst besonders zu schädigen. — Ob eine schwache Lösung von Karbolsäure nicht gute Dienste leisten würde? Versuche werden dies bald feststellen.

Daß es die Gesundheit der Pflanzen stets fördert, wenn man dieselben von trockenen Blättern und etwa abgestorbenen Teilen frei hält und, wenn sich auf der Erde etwas Moos einfindet, dieses sorgfältig entfernt und die obere Erdschicht durch eine frische ersetzt, darf als selbstverständlich wohl nicht erst bemerkt werden.

Wenn die Pilze als Parasiten der Pflanzen diese, oder doch wenigstens deren Organe zu zerstören im Stande sind, so ist das bei den tierischen Schmarozern nicht weniger der Fall. Zu letzteren gehören: die Schild- und Blattläuse und die Milben spinne.

Die Weibchen der Schildläuse (Coccus) sind kleine, affelförmige, mit 6 kurzen Beinchen und einem Saugstachel versehene Tierchen, deren Rückenfläche bei den meisten Arten mit einem ovalen, etwas gewölbten Schilde von bräunlicher Farbe versehen ist, welcher das ganze Tier bedeckt.

Bei einigen ist dieser Schild abhebbar, bei anderen mit dem Körper verwachsen und bei noch anderen fehlt er ganz. Demnach sind sie in verschiedene Untergattungen geteilt. Die Männchen sind zweiflügelig und beweglich, während die Weibchen der schildtragenden Arten, sobald sie sich festgesogen haben, die Stelle nicht mehr verlassen. Es verwachsen dann die Beinchen mit dem Fleische des Körpers vollkommen. Die Eier legen sie unter dem Schilde ab und sterben bald nach der Begattung und Ablegung der Eier, während die ausgeschlüpften Jungen sich ihre Nahrung auf der betreffenden Pflanze sofort selbst suchen. — Die keinen Schild tragenden Arten bleiben beweglich und finden sich auf den Zwiebeln verschiedener Gewächse. Hierher gehören: die Schmierläuse, die Tulpen-, Kaktus- und Treibhauschilblaus. Die schildtragenden Arten finden sich auf den verschiedensten Gewächsen; die auf den Blättern der Orangen, Myrten und des Sorbeers lebende „Orangenschilblaus“ dürfte wohl am bekanntesten sein. — Ein vorsichtiges Abschaben der Schildchen mittels eines Hölzchens von den Zweigen und Blättern und darauf folgendes Abwaschen der befallenen Teile mit nicht zu starkem Seifenwasser ist das beste Mittel zur Beseitigung dieser Schmarozern. Es darf aber nach dem Abwaschen mit Seife ein wiederholtes Abspülen mit reinem Wasser nicht unterbleiben. Dieses Mittel muß, weil dadurch nicht auf einmal alle Schildläuse sicher vertilgt werden, öfter zur Anwendung kommen und wird dann ein sicherer Erfolg nicht ausbleiben. —

Die Blattläuse (Aphis) sind sicher so allgemein bekannt, daß sie keiner Beschreibung bedürfen. — Jede Art derselben ist auf eine besondere Pflanze, ja oft sogar einen bestimmten Teil derselben angewiesen, wo sie, von dem Pflanzensaft saugend, lebt. Die Männchen sind selten aufzufinden und gewöhnlich geflügelt. Bei einzelnen Arten sind auch mitunter die Weibchen mit Flügel versehen. Der Stich der Blattläuse in die Pflanzenteile erzeugt oft auf den Pflanzen die eigentümlichsten Mißbildungen, die bei jeder Art sich aber stets auf dieselbe Weise gestalten. Die Blätter rollen sich zusammen, werden zu ganzen Büscheln zusammengezogen oder es bilden sich blasenartige oder andere, oft wirklich wunderbare Formen. Keine Tiergattung zeigt hinsichtlich ihrer Vermehrung eine solche Fruchtbarkeit und so viel wunderbares, als die Blattläuse. Einzelne Arten legen nur Eier, andere bringen lebendige Junge zur Welt; bei noch anderen vereinigen sich sogar beide Vermehrungsarten. Das Eierlegen zieht stets den Tod des Tieres nach sich. Bei günstigen Verhältnissen ist die Vermehrung daher ganz ungeheuer groß.

Réaumur berechnete, daß von einer einzigen Blattlaus, welche ca. 90 Junge zur Welt bringt, nach 5 Generationen eine Nachkommenschaft von 5 904 900 000 Blattläuse entstehen kann. — Solche fünf Generationen hat aber Bonnet in der Zeit vom 12. Juli bis 18. August eines Jahres erzogen! Die große Zahl wird sicher nicht übertrieben erscheinen, wenn man erfährt, daß die jungen Blattläuse oft schon nach vier Tagen selbst wieder lebendige Junge bringen. Am wunderbarsten ist es, daß es bei manchen Arten gar keine Männchen zu geben scheint und diese, unbeschadet der Fortpflanzung ganz oder doch temporär fehlen können. — Vermutet wird, daß eine einzige Begattung für 2 Generationen genügt. Die Natur hat den Blattläusen bei ihrer enormen Vermehrung auch viele Feinde gegeben. Alle Meisenarten vertilgen Blattläuse, und aus dem Reiche der Insekten sind es die Larven der Schwebfliegen (Syrphus), die oft bunt gezeichnet an Körperform einigermaßen den Maden gleichen, ferner die Larven der so zierlichen Florfliege (Homorobius) und der Sonnenkäferarten (Coccinella), welche Blattläuse in Unmassen verzehren. Auch die Käfer der letztgenannten Arten halten mit sichtbarer Begier ihren Schmaus unter den Blattläusen, was man sehr leicht beobachten kann. Wenn wäre wohl der kleine fast runde Käfer, mit roten, gewölbten Flügeldecken, welche mit sieben schwarzen Punkten geziert sind, unter dem Namen „Marienkäfer, Herrgottspferdchen oder Siebenpunkt“ (Coccinella septempunctata) nicht bekannt? Nimmt man ein solches Käferchen und setzt es auf einen, von Blattläusen befallenen Trieb, so wird man in der Regel denselben alsbald seine Mahlzeit beginnen sehen. An Appetit mangelt es diesen Käferchen durchaus nicht. Der Trieb wird daher bald von den Blattläusen befreit sein.

Besonders sind es Rosen, Pelargonien, Cinnerarien und Calceolarien, welche von den Blattläusen zu leiden haben. Als Mittel dagegen wird räuchern mit Tabak empfohlen. Abschütteln oder Abstreichen derselben von den befallenen Stellen ist auch oft anwendbar und bei öfterer Wiederholung und Tötung der abgeschüttelten Blattläuse wird man diese Pflanzenplage bald los werden. Bedeutend gefährlicher, als die beiden vorgenannten Schmarozern wird den Pflanzen

oft die Milbenspinne, auch rote Spinne genannt (*Gamasus tolaricus*.) Die Tierchen sind so klein, daß man sie kaum sieht und ihr Vorhandensein erst wahrnimmt, wenn sie bereits anfangen, den Pflanzen verderblich zu werden. Man bemerkt auf den Blättern kleine weißliche Fleckchen, die immer zahlreicher werden und ineinander fließen. Zuletzt nehmen die Blätter eine ganz fahle, ins graue spielende Färbung an und findet man bei genauer Untersuchung der Pflanze diese selbst an Stielen, Zweigen und Blättern mit einem feinen Gespinnst überzogen, auf dem viele, winzig kleine rote Tierchen munter umherlaufen. Diese leben saugend, besonders auf der Unterseite der Blätter, wodurch die erst erwähnten weißen Fleckchen entstehen.

Sobald man das Vorhandensein dieser gefährlichen Gäste bemerkt, wäscht man die ganze Pflanze wiederholt mit reinem Wasser und überbraut sie dann, wobei besonders die Unterseite der Blätter zu bedenken ist, und gibt dann möglichst viel frische Luft. Wenn man das gründliche Reinigen der befallenen Pflanze fleißig wiederholt, so wird das Tier bald verschwinden, da dasselbe Feuchtigkeit ungemein zuwider ist. — Es sind noch andere Mittel in Vorschlag gebracht, doch kann das Genannte, durch Erfahrung erprobt, als sicher wirkend empfohlen werden. Die befallenen Pflanzen sind von den anderen zu entfernen. Ganz besonders sind es Rosen und die so prächtig duftende *Jasminum sambac*, die davon heimgesucht und oft, bei Unachtsamkeit auch dadurch getötet werden.

Allerlei.

**Der Triumphbogen des Septimius Severus.** — Zur Zeit der römischen Republik waren die Triumphbögen, von denen wir heute noch eine ziemliche Anzahl in Rom finden, etwa das, was bei uns die Ehrenpforten, ein aus Holz gefertigter provisorischer und nach dem Durchzug wieder abgebrochener Bogen. Erst unter den Kaisern machten sie marmornen Triumphbogen Raum; sie dienten nicht mehr allein dem kommenden Zug, sondern sollten für alle Zeiten Denkmäler einer prachtliebenden, stolzen Vergangenheit sein. Anfangs klein und schmucklos, mit nur einem Durchgang, bekamen sie allmählich immer größere Ausdehnung und immer reichere Decorationen. Beweis hiefür ist der auf unserem Bilde vorgeführte Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus, der ihm wegen seiner Siege über die Parther, laut Inschrift 208 n. Chr. von dem römischen Senate errichtet wurde. Die Buchstaben dieser Inschrift waren mit Metall ausgelegt, der Triumphbogen selbst ist von pentelischem Marmor und hat drei Durchgänge, einen größeren in der Mitte und zwei kleinere zu beiden Seiten, zu welchen Stufen führen; jede der beiden Hauptfronten schmücken vier hervorspringende Säulen. Die sehr verstümmelten Reliefs in den vier Feldern, welche sich, zwei vorne und zwei hinten, links und rechts zum Gebälk hinaufziehen, stellen Begebenheiten aus den Kriegen vor, zu deren Gedächtnis dieses Monument errichtet wurde. Unter diesen Reliefs sind eben so viele Triumphzüge dargestellt. Ein jeder hat zum Ziel eine Rom darstellende Figur, welche die Gefangenen knieend um Gnade ansehen! In der Mitte steht die Figur des besiegten Parthenreichs, in Barbarenkleidung mit einer sogenannten phrygischen Mütze auf dem Kopf. In den Winkeln der Hauptbogen sieht man Siegesgöttinnen mit Trophäen, unter ihnen Genien der Jahreszeiten, und auf den zwei Schlusssteinen den siegreichen Siegesgott Mars. In den Seitenbogen sind Flußgötter und auf den dreifüßigen Postamenten der Säulen Römer mit gefangenen Barbaren. Der Fries, zu dem eine Treppe von innen hinaufführt, war gekrönt mit einem Sechsgespänn des Septimius Severus und seines Sohnes Caracalla; rechts und links je ein Fußsoldat und an beiden Enden je ein, gleichsam darüber hinauspringender Reiter. Wer das Münchener Siegesthor gesehen, hat in diesem eine Nachbildung eines solchen römischen Triumphbogens erblickt.

**Der Störenfried.** So oft Frau Grete aus dem Hause geht, schließt sich ihr Bello an, d. h. er schleicht hinter ihr her, bis sie über die Haustürschwelle ist; dann aber streicht er bellend und springend um seine Herrin herum, die, ein jung' lustig Blut, einstimmt in Bello's Stimmung, und so kommt's, daß die beiden dem ganzen Dorfe Kunde von ihrem Ausgange geben, ohne daß sie gesehen zu werden brauchen. Nun beruhigt sich aber Bello nicht, wenn er wieder daheim ist. Frau Grete will Kartoffeln schälen und für den morgigen Mittagstisch der Klöße wegen kochen — das Wasser brodeln und siedet im Kessel; so oft sie aber eine Partie geschält hat — wau rrr — Bello zerrt den Korb von der Schürze herab, und so rollt der Kartoffel geschälte und ungeschälte Zahl auf den Boden. Da niht kein Drohen und Schelten, Bello läßt nur Loß, um sich hinter dem Reißig zu verstecken und daraus hervorzubrechen, sobald Frau Grete mit komisch-ernster Miene wieder an ihre Beschäftigung geht.

Der Räuber und das Kehl.

Im Walde rauscht, ein Pfiff erschallt,  
Der Räuber hebt das Feuerrohr,  
Und aus der Tannen Hinterhalt  
Bedächtig tritt ein Kehl hervor. —

Das blickt den Mann verwundert an:  
„Hab ich dir was zu leid gethan?“

Die Thräne tropft dem Mann ins Moos:  
„So unschuldsvoll, so innig traut  
Hat einst auf seiner Mutter Schoß  
Mein liebes Kind mich angeschaut.“

P. L.

Allerlei.

Im Salon. Baron K. wird der Komtesse D. vorgestellt, einer Dame, die sich beim Lampenlicht noch ganz prächtig ausnimmt. „Ah,“ sagt er zum Marquis B., „wenn diese Frau nur um zehn Jahre jünger wäre.“ — „Unglücklicherweise ist das Gegenteil der Fall, mein Teurer,“ wird ihm zur Antwort, „sie ist um zehn Jahre älter.“

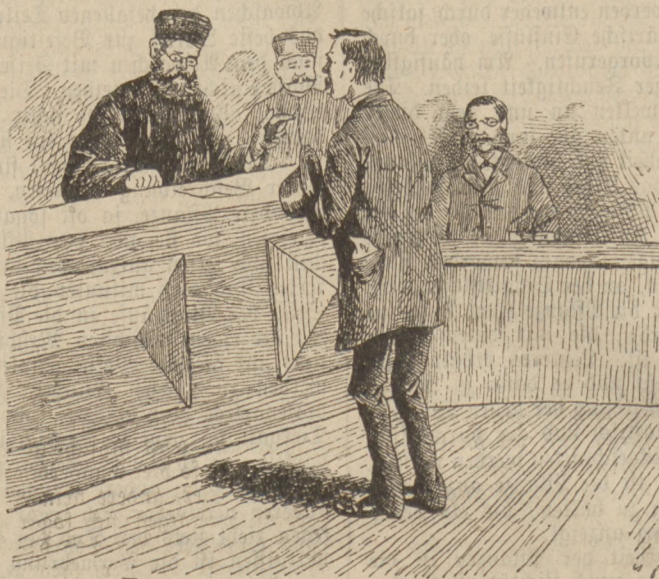
— Ein Familienvater hatte einen Gast zu Tische. Als die Frau vom Hause dem Fremden ein Gericht bot, lehnte es derselbe mit den Worten ab: „Ich will Ihnen folgen, meine Gnädige, es wird mir dann noch einmal so gut schmecken.“ — „Seht, Kinder, wie gut es einem schmeckt, wenn man der Mutter folgt,“ versetzte schnell die Galanterie in eine Lehre umwandelnd der Vater.

— In London zählt man jährlich 67 Pfund Fische auf den Kopf der Bevölkerung, in Kanada gar 100 Pfund. Bei uns hegt der gemeine Mann noch vielfach Bedenken, im Winter frische Seefische kommen zu lassen. — Der österreichische Gelehrte Ferdinand Sigmund berechnet in seinem neuesten Lieferungsvertrage über den menschlichen Organismus, daß die wohlfeilsten Seefische weniger Wasser und mehr Nährstoff enthalten als Rindfleisch.

**Gegen das Aufschlehen der Steckzwiebeln.** Größere Steckzwiebeln sind vorzugsweise zum Aufschlehen geneigt. Man entfernt zuerst mit dem Messer die alte Wurzel durch einen Abschnitt bis auf das Fleisch und macht dann in der Zwiebel selbst übers Kreuz zwei Einschnitte, so tief als etwa die Breite einer starken Federmesserklinge beträgt. Auf diese Weise wird der Steckzwiebel die übermäßige Lebenskraft genommen, sie wächst freudig fort und liefert die größte und schönste Kochzwiebel.

**Begriff von der Gesellschaft.** „Herr M. ist gefährlich krank,“ sagte jemand zu einer jungen Dame, „sein Tod wäre ein großer Verlust für die Gesellschaft.“ — „Für die Gesellschaft?“ fragte das Mädchen, „er haßt ja alle Gesellschaften und geht niemals hin.“

Humoristisches



Präsident: Beherzigen Sie es, in welcher Lage der Umgang mit schlechten Gesellen Sie gebracht hat. Hüten Sie sich in Zukunft vor solchen.  
Freigesprochener: Ja, Herr Präsident, ich werde mich hüten, noch einmal vor Ihnen zu erscheinen.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird strafrechtlich verfolgt.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.  
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.